

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 151

Posen, den 5. Juli 1929

3. Jahrg

## Johann von Lübeck

Roman aus der Zeit der Hanja  
von Wilhelmine Fleck.

(11 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mit Stroh kann man keinen Kamin heizen und mit Trompetenschall keine Schlacht gewinnen“, sagte einmal der greise Oldwig Stitten, der wegen seiner kurzen, scharfen Worte berühmt war.

Johanns hauptfächliche Obliegenheit war die Verwaltung des städtischen Schöffes, und es war keine gute Fügung, daß er nach Ratsbeschlus dieses Amt mit Bernhard Oldenborch teilen mußte.

Aus dem „bunten Narren“ von ehedem, der sich in Schnabelschuhen, Flatterärmeln und Schellenbehang nicht genug tun konnte, war im Laufe der Zeit ein kluger Rechner geworden, ein gehaltiger Geschäftsmann, dessen Gedächtnis nichts ent schlüpfte. Auch keine Kränkung. Nie würde er den „bunten Narren“ vergessen. Höchstens dann, wenn ihm einmal eine Rache gelang, so wie er sie sich träumte, aber wann fand sich dazu die Gelegenheit?

Der Kleinlichen Stichelreden, die an Johans freier Unbe lämmlichkeit abglitten, hatte er sich entschlagen, weil sie jenem nichts schaden und ihm nichts nützen. So prüfte er denn in mürrischem Schweigen gemeinsam mit Johann Rechnungen und zählte die Steuern, und sein schiefes Blick wurde alljährlich schiefser. Er mußte warten, und er würde warten, denn einmal würde Johann sich schon eine Blöße geben, die er benutzen konnte. Daß dieser Tag kommen möge, war sein Gebet zu den Heiligen und seine Hoffnung für die Zukunft. Er hatte einen Freund, in dessen Herz er all den heimlichen Groll ausschüttete, der an ihm nagte, und dieser Freund war Gottschalk Bardewiel. Auch dieser sah mit scheelen Augen auf Johann, weil er ihm den Zugang zur Rats hernwürde versperrte; denn das weise Lübbische Gesetz verbot, daß zwei Männer aus derselben Familie im Rat säßen. Aber auch sonst grollte er dem Schwager und betrat dessen Haus eigentlich nur, wenn er ihn fern wußte. Dann saß er bei Telse und hörte ihren Klagen über ihren Gatten zu. Nie fand er ein begütigendes Wort, im Gegenteil, Johann spürte die Wirkung seines Besuches jedesmal ganz genau an Telses Wesen. Zwischen ihr und ihm lag seit Jahren eine Kluft, die Telse mit verbogener, zorniger Eiferjucht immer weiter aufriß. Wie viele häßliche Gedanken, scharfe Worte und lieblose Taten hatten dabei mitgeholfen; nun war sie nie mehr zu überbrücken.

Aber hinter all diesem Unfreundlichen stand ein weinendes Herz, das an seiner Einsamkeit krankte und doch den Wall, den es um sich selbst gezogen, nicht durchbrechen konnte.

Aber die Kluft hinweg folgte Telses uneingestandene Sehnsucht Johann unablässig nach.

Stief, ein Bild gekränkter Würde, saß sie ihm am Tisch gegenüber, und ohne Gerwin und Hans wäre kaum ein Wort gewechselt worden. Aber wenn sie sich unbeachtet wußte, fiel die Maste starver Unzugänglichkeit ab. Manchmal, wenn das Mondlicht sich durch die Ritzen der Fensterläden ins Schlafzimmer stahl, richtete sie sich auf, um Johann ins Gesicht zu sehen. Wie schön er in der Ruhe aussah, wie edel jeder Zug. Wie weich das Haar sich um die breite Stirn legte; sie hätte es streicheln können. Sie starrte und starrte, bis Tränen ihr den heißen Blick verdunkelten. Sie hätte

ihn küssen mögen, bis sie selber daran zugrunde ginge und ihm gleichzeitig das Messer in Herz gestoßen; denn er war ihr ja nicht treu. Ganz sicher glaubte sie das zu wissen. Gottschalk meinte es auch. Wenn es ihm auch noch nicht gelungen war, Beweise dafür zu finden, so gab es doch ganz sicher irgendwo eine schöne Dirne, die Frau Beatas Rubinen trug. Stundenlang sprach Telse mit ihm davon, erwog immer wieder Mittel und Wege, um hinter die Wahrheit zu kommen, redete sich in immer heiferen Zorn hinein, bis ihre Eiferjucht wie ein wildes Tier hinter Gitterstäben tobte. Den schönen Knaben, den sie mit Schlägen aus dem Hause getrieben, weil er Johann so ähnlich sah, meinte sie einmal im Winter, als die Geschlechterfamilien in reich geschmückten Schlitten zu einem Fest in die Dlausburg fuhren, unter der Menge, die den Weg säumte, gesehen zu haben. Ins Haus war er, soweit sie wußte, nicht wieder gekommen. Aber konnte nicht Johann zu ihm schleichen? Zu ihm und zu seiner Mutter? Oh gewiß; so war es. Was anders könnte sonst Johann veranlassen, abends mit einer Filzstappe, wie sie geringe Leute tief in die Stirn gedrückt trugen, auszugehen, anstatt des Rats herrnhutes, der ihn auffällig gemacht haben würde. — — —

Die unermüdet spürende und grübelnde Eiferjucht der Frau hatte in der Tat richtig geraten. Zärtlich, aber sehr bestimmt hatte Johann es Klaus verboten, wieder zu ihm zu kommen.

„Aber ich besuche dich und bringe dir jedesmal etwas Wunder schönes mit. Auch der Mutter obgleich sie mir Verdruß macht und die goldene Schnalle immer noch nicht trägt“, sagte er lächelnd in dem besondern Ton, der die Menschen nach seinem Willen lenkt. Beim Weggehen begleitete Barbara ihn auf die Diele und bat: „Laßt ab von uns. Oh, laßt ab. Ich weiß sicher, es bringt kein Heil. Ihr habt doch Söhne, zu denen Ihr Euch frei vor aller Welt bekennen könnt. Beshalb wollt Ihr Eures Weibes Zorn auf uns herabziehen?“

Johann runzelte die Stirn. Er hatte Telse jenen bösen Auftritt nie verziehen. Sie war und blieb ihm die böse Sieben, die ein unschuldiges Kind mißhandelte. „Gerwin und Hans sind mir lieb, aber sie haben ihrer Mutter Art, und sind sie erwachsen, so werden sie mit ihr gegen mich stehen, das weiß ich. Gönn mir das Glück, das ich an Euren Herd finde, Barbara, und meines Klaus Liebe. Es ist meine einzige reine Freude, und Ihr dürft sie mir nicht nehmen, denn Klaus hält zu mir.“ Da hatte sie sich zeugend ins Unabänderliche ergeben.

Zum Glück machte Klaus gar kein Arg daraus, daß der gute „Pate“, dessen Hand immer so reich gefüllt war, ihn fortan bald hierhin, bald dorthin bestellte. Mal in der Morgenfrühe an den Hasen, mal zum Einsiedel an die Watenitz, mal auf den Hof in Israelisdorf. Er war vielmehr voll Entzücken über diese Aufträge. Durch Feuer und Wasser wäre er für Johann gegangen.

„Fast meine ich, du habest den Herrn Paten lieber als mich“, sagte Barbara mit trübem Lächeln.

Da schlug der Junge die leuchtenden, aufrichtigen Augen voll auf. „Nein, Frau Mutter, aber ebenso lieb. Ganz ebenso lieb“, rief er, sie leidenschaftlich umschlingend. „Wenn ich zur Mutter Gottes bete, nenn' ich einmal Euch zuerst und einmal den Herrn Paten.“

War im Sommer jedes Begegnen mit Schwierigkeiten un schränkt, da die Sonne tief in aller Menschen Wege hineinleuchtete, so war es dafür im Winter um so leichter. Wenn

Negen herabstürzte oder Sturm den Schnee in den Gassen hoch aufwirbelte, wer achtete viel auf den Mann, der, tief in seinen Mantel gehüllt, an der Stadtmauer entlang schritt, bis die rabenschwarze Finsternis der engen Dankwartsgrube ihn aufnahm?

Die äußere Ähnlichkeit verringerte sich in dem Maß, wie Klaus heranwuchs, aber die Befensgemeinschaft zwischen ihm und seinem Vater wurde jährlich größer. Immer wieder erfreute Johann sich daran. Oft konnte es geschehen, daß, wenn er eine Meinung äußern wollte, der Knabe ihm schon damit zuvorkam.

Nie hatte er geglaubt, daß Vaterliebe so mächtig sein könne; ja, bisweilen kam ihm eine abergläubische Sorge, es könne das Schicksal heraufbeschwören, daß er sein Herz so leidenschaftlich an dies Kind hänge. Dann schenkte er Gerwin und Hans, was nur ihr Herz begehrte, kleidete sie in goldgestickte Samtwämser, daß die Junker wie Pfauen in der Stadt herumstolzten. Ihm war, als könne er es dadurch gutmachen, daß Klaus seinem Herzen so viel näher stand. Wie klug und gewandt der Junge war und wie mutig und stark!

Als er elf Jahre alt war, hatte er mit eigener größter Lebensgefahr ein kleines Mädchen aus der Trave gerettet, und Barbara war fast in Ohnmacht gefallen, als sie ihn triefend und ohne Kappe nach Hause kommen sah.

„Klaus, Junge, hättest ja selbst dabei ertrinken können, und was hätte ich alsdann wohl anfangen sollen! Hast du daran gar nicht gedacht?“

Da lachte Klaus und schüttelte sich wie ein nasser Pudel. „Daran denkt ein Mann doch nicht, Frau Mutter.“

Sie schlug die Hände zusammen. „Heilige Maria, welch ein Waghals! Du wärest wahrhaftig fähig, von mir weg und in den Krieg zu laufen, wenn es einen gäbe.“

Er nickte ruhig. „Ganz gewiß, Frau Mutter. Ich hab' dem Paten Ratmann schon versprochen, mit ihm auszugehen, wenn es einmal gegen die Holsten geht oder gegen die Dänen.“

„Das wollen Gott und die Heiligen verhüten!“

„Der Pate Ratmann sagt, es könne leichtlich dahin kommen; denn der Dänenkönig sei der Hansens giftiger Feind“, sagte Klaus altklug.

Ein Frösteln überlief Barbara, und wieder, wie so manchemal, dachte sie: „Er gehört mir nur noch halb, und wenn Johann einmal ernstlich die Hand nach ihm ausstreckt, werde ich ihn ganz verlieren.“

Mit Klaus sprach Johann häufig von Dingen, die dem fast gleichalterigen Gerwin gegenüber zu erwähnen ihm nie in den Sinn gekommen wäre. Den neckte er, mit dem tollte er wohl einmal, der war ihm noch immer der „Kleine Junge“; wenn er aber seines Lieblings kluge Augen auf sich gerichtet sah, seine verständigen Fragen hörte, so ging ihm das Herz auf, und er dachte: „In zehn Jahren werde ich einen Freund und Vertrauten an ihm haben.“ Es gab sicherlich nicht viele, die an frisch-kraftiger Art und natürlicher Einsicht seinesgleichen hatten. Er würde genau solch ein Mann werden, wie die Stadt ihn im Rat bedurfte, und eine zuverlässige Stütze für die Pläne seines Vaters. Aber wie ihn in den Rat bringen, wo die Stadtkunker und die großen Handlungsherren die Sitze als ihr rechtmäßiges, von Gott verliehenes Eigentum betrachteten? Noch immer sträubten sich die Geschlechterherren mit Hand und Fuß gegen das Eindringen der Zünftler in ihren Kreis, und ein Zünftler würde Klaus werden, wenn es nicht dem Einfluß des „Paten Ratmann“ gelang, ihn als Lehrling bei einem Gewand Schneider einzustellen. Die Gewand Schneider waren angesehen Leute, durch ihren Handel mit feinen flandrischen Tüchern standen sie auf der Grenze zwischen den Zünften und den Kaufleuten, und in Straßund und Braunschweig saßen sie sogar im Rat. Der Hochmut der großmächtigen Herren an der Trave wehrte sich freilich noch gegen sie, aber dieser Widerstand mußte und würde sich besiegen lassen, wenn auch nur langsam und keinesfalls unter Anwendung von Gewalt. Johann straffte seine hohe Gestalt, und seine Augen blitzten. Hier war eine Aufgabe, an die er seine ganze Kraft setzen wollte, und jetzt bedurfte es auch nicht mehr Hinrich Paternostermäkers aufreizender Reden.

Als in diesem Jahre die Blätter von den Bäumen fielen, sank auch Herr Nikolaus Schoneke still und ohne viel Auf-

hebens ins Grab. Eines Morgens fand man den alten Bürgermeister tot im Bett. Gebrechlichen Leibes hatte er doch bis zuletzt die Zügel des Regiments in fester Hand gehalten und gegen Freund und Feind der Würde der Stadt so wenig vergeben wie der eigenen. Nun galt es, den Nachfolger zu bestellen. Wer würde das sein?

„Tagelang wurde von nichts anderem gesprochen, in den Berkstätten und Trinkstuben so gut wie in den Häusern der Geschlechterherren, bis eines Vormittags die Ratsglocke erklang und die große Neuigkeit von Mund zu Mund durch die Stadt flog, Herr Johann Wittenborg sei der Gewählte.“

„Der gute Junker, dem alle Kinder nachlaufen? —“ Der so prächtig einhererschreitet und doch ein Freund der Armen ist?“ — „So ist's recht, so ist's gut — der verdient die goldene Kette. Und für die Armen und Gedrückten werden bessere Tage anbrechen.“

Freilich waren dieser Wahl bittere Kämpfe vorangegangen. Blind ergebenen Anhängern Johanns standen ebenso die leidenschaftlichen Gegner gegenüber.

„Er ist ein Aufwührer, der uns den Hölzel in den Rat zieht. Gebt acht: Ihr werdet ihn noch kennen lernen, nachdem Ihr Euch bisher von seinen glatten Worten habt beschwachen lassen.“

Bernhard Oldenborch war's, der nicht müde wurde, dies den noch Schwankenden immer wieder in die Ohren zu raunen. Vielleicht würde er auch Erfolg gehabt haben, hätte nicht Gottschall Bardewiel versagt, auf dessen Unterstützung — heimlich und von hinten herum — er fest gerechnet hatte. Aber Gottschall hätte dem gehassten Schwager nicht entgegenwirken können, ohne zugleich Telle um die heißbegehrte Würde einer Frau Bürgermeisterin zu bringen. So verhielt er sich ruhig. — — —

Die Nachricht von Johannes' Wahl hatte sich kaum verbreitet, als aus allen Stadtteilen, vom Mühlentor bis zum Burgtor, das Volk herzulief. Bald war vor dem Hause in der Breiten Straße ein solches Gewimmel, daß kein Käglein sich mehr hätte hindurchschlängeln können.

Man reckte die Hälse, trat einander auf die Fehen, um hinter dem reitenden Ratsdiener in seiner Festtracht den „guten Junker“ zwischen zwei Ratsherren zum Rathaus schreiten zu sehen. Wolkenlos, wie glückverheißend, stand der Himmel über der Stadt, auf glänzenden Ketten und Waffen blitzte die Sonne, und der leichte Wind spielte mit Johanns langem Haar und den Federn auf seinem Hut. Die prunkende Bürgermeisterkette, das Symbol der Macht, würde man ihm erst nach der Eidesleistung umhängen. Er ging leichten Schrittes, stolz und aufrecht, und seine freundlichen Augen glitten grüßend über die Menge. Man stürmte vorwärts, so nahe heran, daß die begleitenden Ratsknechte ihre Spieße senken mußten.

„Junker Johann! Junker Johann! Hochgebietender Herr, Heil Euch!“

Bei der noch ungewohnten Anrede lief leise Röthe über Johanns Gesicht. Er winkte lächelnd mit der Hand, und auf seiner Stirn stand das Glück. Oh, es war wohl ein stolzer Tag, und die Erinnerung daran, würde einen Glanz über sein ganzes Leben werfen. Selnes Vaters Wahrspruch ging ihm durch den Sinn:

„Was willst du begehren mehr.“

„Denn die alte lübische Ehr?“

Die Menge aber, weit entfernt, sich zu zerstreuen, schwenkte ein, drängte hinter ihm her, die Straße hinunter, zwischen Verkaufständen und Krambuden hindurch, die die hohe Marienkirche umdrängten, bis hin zum Rathaus, um wenigstens noch den Fron zu sehen, der mit tiefem Scharffuß das breite Portal aufriß, rufend: „Tretet näher, meine hochgebietenden Herren.“ Und dann hinauf zu starren zu den Fenstern des Saales, in dem der Liebling des Volkes sich mit feierlichen Worten dem Wohl der Stadt verschwor, gelobend, „davon nicht zu lassen in Liebe oder Leid.“ — —

Ein Bürger aber sagte zu seinem Nachbar, als man sich endlich entschloß, nach Hause zu gehen:

„Wißt Ihr das Allerneueste, Gevatter?“

„Nun? Heraus damit, wenn's wirklich neu ist.“

„Und ob! Eine Rogge des Herrn Gerd Schepensfede ist gestern zurückgekommen, und der Schiffszart hat erzählt, Schonen sei über Nacht dänisch geworden. König Waldemar habe den Schweden das Land mit Gewalt entrissen!“

(Fortsetzung folgt).

# Die Ernährung der werdenden Mutter.

Erst das Kind, dann die Mutter. — Möglichst leichte und gute Kost. — Der Säugling mit der großen Leber. — Die Leber als Eisenvorratskammer. — Sollen die „Gelüste“ der Hoffzeit berichtigt werden?

Ein unendliches Geheimnis: geboren in der schauenden Umhüllung der Mutter bildet sich ein neues Lebewesen, ein Mensch, fähig zu wachsen, angelegt mit allen Organen und Gliedern, die er im späteren Dasein braucht, jetzt in seiner Abhängigkeit die Nüftung sich schaffend für baldiges Alleinleben. Ein gemeinsamer Blutkreislauf eint Mutter und Kind bis zum Tage seiner Loslösung. Was im Blut der Mutter kreist, das durchströmt auch den kindlichen Körper. Die Mutter nimmt ein Stückchen Zucker zu sich. Im Magen und Darm wird es verdaut, von den Verdauungsflüssen abgebaut bis zu der Form, in der es von der Darmwand aufgesogen werden kann. Von der Darmwand aus gelangt es ins Blut, dient zur Erhaltung des Körpers der Frau, hilft mit bei der Arbeit, die sie zu leisten hat. Das Blut strömt aber auch durch den Körper des Kindes, und ein Klein wenig von dem aufgenommenen Zuckerkraftstoff dient auch zur Bildung und zum Aufbau des heranwachsenden Körperchens.

Dabei ist der kindliche Körper durchaus nicht bescheiden. Er nimmt nicht nur, was übrigbleibt, was die Mutter entbehren kann. Nein, er kommt zuerst und nimmt sich auf jeden Fall, was er braucht — wie es oft in der Natur der Fall ist, daß die heranreifende Frucht über den gereiften Ernährer gestellt wird. Wenn die Mutter krank, wenn sie unvernünftig ist, so bedeutet das Kind noch eine besonders starke Belastung, aber es kennt kein Zagen, es holt sich auch aus dem abgezehrten Körper der Mutter, was es zu seinem eigenen Wachstum benötigt. Das große Hungereperiment des Krieges hat das deutlich gelehrt: die Kinder kamen in gleicher Größe und gleichem Gewicht zur Welt wie in Friedenszeiten, aber die jungen Mütter wurden geschädigt und fielen drum auch der schlimmen Grippe von 1918 (der „spanischen Krankheit“) in erhöhtem Maße zum Opfer.

Dem heranreifenden Kind muß alles geboten werden, woraus sich sein Körper zusammensetzt. In der gewöhnlichen gemischten Nahrung, wie die Mutter sie bei freier Wahl zu sich nimmt, ist alles enthalten, was nötig ist: Eiweiß, Fett und Kohlehydrate, Mineralsalze, Vitamine und Wasser. Man pflegt den werdenden Müttern reichlich Milch zu geben, und das ist sehr zweckmäßig. Sie empfinden es als lästig, wenn der Magen überladen wird und dadurch noch besonders auf die ohnehin schon unter einer gewissen Verengung stehenden inneren Organe drückt. Milch ist ein Nahrungsmittel, das leicht verdaulich ist, es wird ohne allzuvielen Um- und Abbauten in körpergeignete Form gebracht und verläßt darum den Magen rasch. Dabei wird Milch in vorzüglicher Weise ausgenützt, der größte Teil ihrer Nährwerte wird vollkommen im Darm verwertet. Auch Butter und Käse sind zur Ernährung der werdenden Mutter geeignet: sie sind konzentrierte Nährwertspender, so daß nicht allzu große Mengen genossen werden müssen, um kräftige Ernährung und Sättigung herbeizuführen, und das Sättigungsgefühl hält lange nach. Außerdem wird durch Butter die Darmtätigkeit angeregt, und das ist bei werdenden Müttern ein stets besonders zu beachtender Punkt.

Was das Kind von Mineralsalzen besonders braucht, sind Kalzium, Phosphor und Eisen, die ersten beiden zum Aufbau der Knochen, Eisen zur Bildung des Blutes. In der gemischten Ernährung der Mutter sind diese Mineralsalze ohne weiteres enthalten, vor allem in den Gemüsen und im Obst. Die Mutter gibt dem Kind außer dem Eisen im dem Blut noch einen großen Eisenvorrat bei der Geburt mit. Es wird in der Leber aufgestapelt, die Leber des Säuglings ist deshalb verhältnismäßig größer als die des Erwachsenen. Der Säugling geniest in den ersten Monaten seines selbständigen Lebens nur Milch, und diese ist arm an Eisen. Es wird ihm daher das noch erforderliche Eisen aus dem Reservovorrat in der eigenen Leber zugeführt, bis später der Genuß von Gemüsen usw. auch das notwendige Eisen in den kindlichen Körper bringt. Auf die Zufuhr von Eisen in ihrer Ernährung wird die werdende Mutter daher Wert legen. Eisen findet sich in reicher Menge in allen grünen Gemüsen, in Spinat und Kopfsalat, Kohlrabi und Endivien, in Fleisch und Obst, Pilzen, Nüssen und Mehlsorten. Die Mengen in den Nahrungsmitteln sind ausreichend zur Deckung des Eisenbedarfes für Mutter und Kind, so daß die Zugabe von besonderen Eisenpräparaten im allgemeinen unnötig ist. Kalzium (Kalk) ist reichlich enthalten in Käse und grünem Gemüse, Obst, namentlich Nüssen und Mandeln usw. Auch die übrigen Mineralsalze finden sich meist mit Kalzium oder

Eisen vergesellschaftet. Vitamine sind in der üblichen Gemischkost in ausreichendem Maße vorhanden, auf ihre Zufuhr braucht daher nicht eigens geachtet zu werden.

Die Flüssigkeitszufuhr bei der werdenden Mutter wird verschieden beurteilt. Die Durchspülung der Nieren ist zweifellos von Vorteil, andererseits belastet eine allzugroße Menge das Herz und Gefäßsystem etwas. Im allgemeinen wird auch hier das natürliche Bedürfnis des Körpers den richtigen Weg zeigen. Wo Durst vorhanden ist, soll er ruhig gestillt werden. Viel gesprochen wird von den „Gelüsten“ der Frauen in der Hoffzeit nach bestimmten Speisen, in Wirklichkeit spielen sie keine so große Rolle. Die Umstimmung des Körpers, auch die nervöse Belastung, wird schon einmal zu ungewöhnlicher Zeit den Wunsch nach Erdbeeren oder Orangen usw. austauschen lassen. Wo man ihn erfüllen kann, um der Mutter eine Freude zu machen, wird man das natürlich ausführen. Eine Notwendigkeit für Mutter oder Kind in dem Sinne, daß die Unerfüllbarkeit des Wunsches Schaden anrichten könnte, besteht aber körperlich nicht.

## Der Trußt der Diebe, eine amerikanische Einrichtung.

Erlautes aus dem Verband der New-Yorker Langfinger.

Ein mächtiges Syndikat ist die New-Yorker Verbrechervereinigung. Fürwahr, weit reichen ihre Hände, überallhin spinnen sich ihre Fäden. Seit Jahren besteht dieser Trußt, Polizei und Richter kennen ihn gut. Doch niemand gelang es bisher, auch nur das Geringste über ihn zu erfahren. Nur sein Zweck, seine Arbeitsweise ist bekannt. Der Trußt der Taschendiebe verfügt über eine Anzahl gewiegter Advokaten und anderer Helfer, die mit einer erstaunlichen Energie, bewundernswerten Schlaueit und Fähigkeit zu arbeiten beginnen, wenn es der Polizei gelungen ist, eines Mitgliedes des Trußtes habhaft zu werden. Hier einige Beispiele, aus einer Anzahl Originalakten der New-Yorker Polizei geschöpft.

Tommy Schid, ein bekannter Langfinger, wurde auf freier Lat erwischt. Kaum sitzt er zwölf Stunden im Gefängnis, erscheint ein Anwalt vor dem Richter. Der verlangt nicht wenig, als er nach der Höhe der Kaution gefragt wird. Ohne weiter zu verhandeln, legt der Advokat die zweitausend Dollar auf den Tisch. Bagatelle, diese ansehnliche Summe, für den reichen Trußt. Tommy ist bis zur Verhandlung frei. Jetzt beginnen die Organe des Trußtes fieberhaft zu arbeiten. Nicht umsonst. Der Abschluß des Aktenfazitels zeigt es. Tommy, der glänzend verteidigt wurde, kam mit einem blauen Auge davon. Wieso? Zum Opfer Tommys war am nächsten Tage ein verheiratetes Weiblein gekommen. Bitterlich weinend hatte das Mütterchen von ihrem Sohne so viel Mitleiderregendes erzählt, daß, als es zur Verhandlung kam, der Ankläger seine Zeugenaussage in einer Form abgab, die eher einer Verteidigungsrede glich.

David Mac hat William Tymeson bestohlen. Seine geschickten Diebsfinger hatten den biedereren Geschäftsmann in der Untergrundbahn ganz gründlich „ausgeräumt“. Leider hat ein Kriminalbeamter zugehört. Kaution wurde gestellt, dann vom Trußt so gründliche Arbeit geleistet, daß der Akt mit dem Vermerk geschlossen wurde: „Infolge Zurückziehung der Anklage und Schadensgutmachung freigesprochen.“

Ein blutjunges, hübsches Weib war bei Tymeson gewesen. Einen Kleinen, schreienden Balg hatte sie am Arm, weinte dem rührseligen William erst etwas vor, dann jammerte sie ihn so meisterhaft an, daß nicht einmal ein Pflasterstein an Stelle des Herzens hart geblieben wäre.

Als Puffi Farber, eines der tüchtigsten Mitglieder der Gilde der New-Yorker Taschendiebe, trotz Tricks und brillantem Anwalt doch auf sechs Monate in das Gefängnis wandern sollte, wurde ein großangelegter Plan ausgeführt, der zeigt, daß der Trußt nichts unversucht läßt, gilt es, eines seiner Mitglieder aus den Händen der Polizei zu befreien. Just am Tage vor der Einlieferung des Verurteilten zur Strafabbüßung schlägt ein Betrunkener eine Fensterscheibe der Polizeistation ein, auf der Puffi, auf den Abschub wartend, hinter Schloß und Riegel sitzt. Drei Tage werden ihm diktiert, er mit dem gleichen Schubwagen wegbefördert, mit dem er gefährt. Die beiden tauschen unbemerkt ihre Rollen. Puffi

übernimmt die drei Tage Arrest, der ihm vom Trust geordnete Vertreter die Strafe des Taschendiebes. Als der Tausch bemerkt wurde, war Faber, der mittlerweile die drei Tage abgegessen hatte, längst über alle Berge.

Tausende Dollar gibt der Trust der Taschendiebe jährlich für seine Advokaten aus. Ungezählte Tausende werden an Schweigegegeldern, Bestechungen verausgabt. Der Kampf gegen die Polizei und die Gerichte kostet Unsummen. Nimmt man nun an, daß ein Mitglied des Trustes rund ein Zehntel seiner Beute abliefern muß, so kann man sich einen Begriff machen, wie viel in New York gestohlen wird, wie tüchtig und fleißig die Taschendiebe in der Metropole am Hudson sind. Es ist unmöglich, gegen den Trust vorzugehen.

Wir können uns nur beglückwünschen, daß es bei uns keine derartige unmoralische Einrichtung gibt. Mag New York sehen, wie es damit fertig wird.

## Das Volk ohne Ehe.

**Völkstämme, in denen die Männer die Kinder hüten.**

Das Volk der Syrjänen, das an der Petschora in Rußland wohnt, kann als das „Volk ohne Ehe“ bezeichnet werden. Freie Liebe und freie Ehe sind bei ihnen gang und gäbe und gelten sogar im Gegensatz zu den Auffassungen anderer Völker noch als besonderer Vorzug, so daß niemand, weder Mann noch Frau, Wert darauf legt, eine gesetzliche Ehe zu schließen. Ein Reisender berichtet darüber, wie wir dem Wiener Journal entnehmen, in einer russischen Zeitung folgendes: Als der Reisende einmal abends an einem Dorfe der Syrjänen vorüberfuhr, hat er folgendes Bild beobachtet: Die Tür einer Hütte wird aufgestoßen, und heraus stürzt ein Weib; ihr nach ein Mann — er ergreift sie an den Haaren und schleppt sie gewaltsam in die Hütte zurück. Der syrjänische Begleiter erklärte, daß der betreffende Mann nicht das Weib prügeln wolle, er wolle sie nur zur Nacht zu sich nehmen. Heute nimmt er diese, morgen eine andere, das machen alle so, und zwar von altersher. Genau ebenso feil ist man in der Ehe. Es kommt oft vor, daß zwei Paare in einer Hütte leben. Nach einiger Zeit tauschen sie die Weiber aus und teilen auch die Hälfte der Kleider und Sachen unter sich. So leben sie ganz gemächlich weiter. Je mehr Kinder ein Mädchen hat, desto höher steht es in der Wertschätzung der jungen Männer.

Offenbar handelt es sich hier noch um eine sehr primitive Kulturstufe, denn die Syrjänen sind ein uraltes Volk, das jetzt bereits im Aussterben ist und noch heute viele Einrichtungen aufzuweisen hat, wie sie die Menschen der Steinzeit benutzten. Rußland hat seltenerweise noch mehrere Völker, die sich in einer ähnlichen kulturellen Verfassung befinden, wie zum Beispiel die *Ber m j a c k e n*, die gleichfalls noch nichts von den Kulturerrungenschaften der letzten dreitausend Jahre, abgesehen von einigen Einrichtungen der Zivilisation, kennengelernt haben und noch das Leben von den Menschen der Steinzeit führen, oder die *J a s s e i*, die noch heute ein Frauenvolk mit Mutterrecht sind, wo die Männer die Kinder hüten, Speisen kochen und das Haus verwahren, während die Frauen für den Lebensunterhalt sorgen und von den Bergen des Kaukasus herabsteigen, um auf ihren Maultieren Holzbohle auf den Markt zu bringen und dort zu verkaufen. Die beiden letzteren Völker kennen allerdings, wie auch die meisten Urvölker, die Ehe, die dort eine selbstverständliche Einrichtung ist, anders als bei den Syrjänen, wo sie sich nur gelegentlich findet.

## Was lesen deine Kinder?

Der Bund Deutscher Frauvereine hat in Gemeinschaft mit den großen Konfessionellen Frauenorganisationen eine kleine Zusammenstellung über die Bedeutung des Buches für die Familie verfaßt, in der es u. a. heißt:

Die Mutter, die auf den Lesestoff ihres Kindes Einfluß behalten will, muß vor allem folgende Grundsätze beachten:

1. Sie muß die Auswahl ihrer eigenen Lektüre so treffen, daß sie damit innerlich vor ihren Kindern bestehen kann.

2. Sie muß die literarischen Wünsche und Neigungen ihrer Kinder beobachten, um zu wissen, womit diese befriedigt werden können.

3. Sie muß wissen, daß da, wo ihre Zeit und ihre Kenntnisse nicht ausreichen — und sie werden bei weitaus der Mehrzahl der Mütter nicht ausreichen! —, sie sich Rat und Hilfe bei volkshilfenden Einrichtungen holen kann, z. B. in der Schule, der Volksbibliothek, der Kinderlesehalle.

4. Sie muß sich immer dessen bewußt sein, daß neben ihr andere Mächte auf ihre Kinder einwirken: sofern sie diesen vertraut, muß sie mit ihnen Rücksicht nehmen; sofern sie ihnen miß-

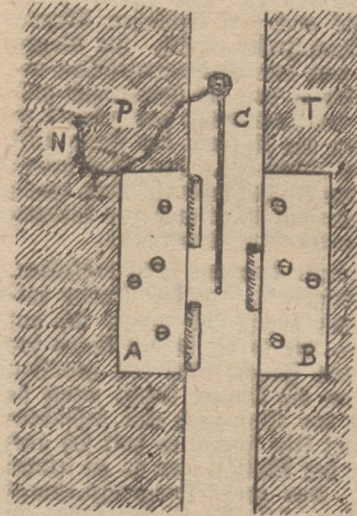
traut, muß sie ihnen dadurch entgegenarbeiten, daß sie sie durch Vermittlung besseren Lesestoffs einflußlos macht.

5. Sie muß mit der Aussprache mit anderen Frauen und Müttern ihr Wissen und die literarischen Wünsche und Nöte der Jugend zu erweitern suchen.

6. Sie muß sich ständig dessen bewußt sein, daß — wenn sie ihren Kindern Führerin sein will — sie in erster Linie bemüht sein muß, Gutes zu geben, nicht nur Schlechtes zu nehmen.

## Einfacher Türriegel aus einem Scharnier.

Ein gewöhnliches Scharnier von genügender Größe und Stärke kann leicht zu einem brauchbaren Türriegel umgestaltet werden, beispielsweise für eine Gartentür.



Aus dem Scharnier schlägt man (vgl. die Abbildung!) nur den Stift heraus, der die beiden Teile verbindet, und feilt an dem einen Teil (A) die Dese an der Innenseite noch etwas ab, damit sich der andere Teil (B) leichter ansetzen läßt. Dann wird der erste Teil des Scharniers an den Türpfosten (P), der andere an die Kante der Tür (T) geschraubt. Das muß natürlich mit Sorgfalt geschehen, damit nachher die Dese der beiden Scharnierteile genau ineinander passen.

Man kann zur Verbindung von Tür und Pfosten einen gewöhnlichen Nagel nehmen, der durch die vereinigten Scharnierösen gesteckt wird. Besser noch ist es jedoch, statt des gewöhnlichen Nagels einen Stift mit Ring (C) zu nehmen, der nicht verlorengeht, wenn man ihn mit Bindfaden an einem Nagel (N) am Türpfosten befestigt.

## Aus aller Welt.

**Die Briefmarken des Papstes.** Italienische Zeitungen teilen mit, daß die neuen Marken des Vatikans in den ersten Tagen des Juni erschienen sind, im ganzen fünfzehn verschiedene Werte; außerdem zwei Gypsbriefmarken. Es handelt sich vorläufig um eine provisorische Serie, die nur dieses Jahr Geltung haben wird.

**mi. Die nächstjährigen Oberammergauer Passionsspiele.** Der bisherige Christusdarsteller der Oberammergauer Passionsspiele, Anton Lang, ist von Oberammergau nach Bern gezogen und hat deshalb seine Christusrolle abgegeben. Ein Verwandter Anton Langs, der Oberammergauer Schneidermeister Moiss Lang, wird bei den Festspielen 1930 den Christus spielen. Die Proben haben bereits begonnen. Das Passionstheater ist um 800 Sitzplätze vergrößert worden.

**mi. Der Völkerbund als Filmzensor.** Ein amerikanischer Kinofachmann fordert in seinem Buche „Probleme des Films“ den Völkerbund auf, die oberste Zensurstelle für die internationale Filmproduktion zu übernehmen, um zu verhindern, daß Filme gedreht werden, die Vorgänge im gesellschaftlichen Leben der westlichen Kulturen vor die Augen der Völker in Afrika und Indien bringen und so die Kultur der fortgeschrittenen Rassen gegenüber den primitiven Völkern diskreditieren.

## Fröhliche Ecke.

**Sachsenpiegel.** Dresden. Bildergalerie. Herein stürmt (in die moderne Abteilung) eine sächsische Familie mit fünf Kindern, von vier Jahren aufwärts. Aufseher (wütend): „Sie! Der Schärme müssen Sie abgäwen. Und de kleinen Kinder dürfen nich so rumloopen, die müssen gesiecht wärn!“ Hierauf die Mutter (tödlich beleidigt die Randinsigts, Noldes, Slevogts, Corinths messend): „Nu, da gehn m'r äwen in ä ander Edablissemang —“

\*

Nach Ankunft der letzten Anschlusszüge in einem oberbayerischen Orte. Der einflutende Menschstrom hat sich rasch verehbt. Ein kleiner Herr mit trebsrotem Gesicht rennt wie ein wildgewordener Esel von Haus zu Haus und fragt in einem herzzerreißenden Sächsisch nach Wohnung. „Godderrimmich“, ruft er plötzlich und bleibt ratlos mitten auf der Straße stehen, „da saust m'r nu umher, find geene Bleibe un d'rheeme schdeehn de leeren Bedden!“  
(„Simplizissimus“)